



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Lie, Bernt: Im Kampf gegen die Übermacht : Roman : Übersetzung von
Mathilde Mann

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



14)

Im Kampf gegen die Übermacht

Roman von Bernt Lie

Berechtigte Übersetzung von Mathilde Mann

Endlich füllte sich die Kirche.

Zu oberst, der Kanzel gerade gegenüber, saß das Fossensche Haus auf seinem gewohnten Platz. Dichter und dichter füllten sich die Bänke dahinter. Namentlich war die Frauenseite gedrängt voll, und sie schimmerte wie ein Schneeberg von allen den weißen Kopfbedeckungen.

Gleich nachdem das Einleitungsgebet gesprochen war, kam die Pfarrersfrau. Und aller Augen folgten ihr den Mittelgang hinauf. Ja, der begonnene Gesang hielt inne; es sang niemand mehr außer dem Küster.

Sie trug selbst ihr Kind in dem langen, weißen Tauffleide. Sie war ganz in Schwarz mit ihrem gewohnten weißen Spitzenträger über den Schultern, und über dem schwarzen Haar trug sie eine kleine seidene Mütze. Aufrecht und ruhig schritt sie dahin; und ihr folgte Sonina in ihrem Sonntagskleid mit zierlichem weißen Strich am Halse.

Oben im Chor begrüßte sie freundlich die andern Taufgäste und setzte sich auf das äußerste Ende der Bank da oben, dem Altar und der Kanzel zugewendet, so daß sie der versammelten Gemeinde und der Fossenschen Familie offen sichtbar war.

Sie war bleich. Aber ihr starkes Profil hob sich ruhig und stolz erhoben ab. Die dunklen Augen waren unverwandt auf die Kanzel gerichtet, wenn sie sich nicht über das schlafende Kind beugte. — — —

Drinne in der Sakristei ging der Pfarrer rastlos in dem engen Raum auf und nieder. Er war früh gekommen. Erst als das Einleitungsgebet gesprochen wurde, vertauschte er seinen Rock mit dem Talar. Seine Hände zitterten, während er vor dem kleinen Spiegel die Bänder des Kragens knotete. Ja, er zitterte am ganzen Körper.

Er lehnte sich gegen die Wand, die Hände vor dem Gesicht. Er versuchte zu beten. Aber er vermochte es nicht. Jetzt waren sie beim letzten Gesangsvers, und er mußte hinein, vor den Altar.

Schnell hob er den Talar in die Höhe, steckte die Hand in die Tasche und zog einen Schlüssel heraus. Er beugte sich hinab und öffnete eine kleine Schranktür in der Wand, fast ganz unten über dem Fußboden. Aus dem Raum da drinnen — ganz hinten — holte er eine Flasche, nahm den Kork ab, setzte sie an den Mund und trank ein paar lange Züge.

Schnell schloß er wieder ab und steckte den Schlüssel in die Tasche.

Da sah der Küster zur Tür herein und nickte ihm wie gewöhnlich zu.

Und er ging langsam nach dem Altar.

Den Rücken der Gemeinde zugekehrt, verrichtete er die Liturgie. Leise und undeutlich. Aber als er sich umwandte und die Epistel verlas, lag Kraft in seiner Stimme. Seine Augen fanden Thorborg und noch stärker tönten die Worte durch die Kirche . . .

Der Küster nahm ihm den Samtüberwurf und das Messhemd ab, und er kehrte in die Sakristei zurück.

Wieder wanderte er rastlos auf und nieder. Er hatte sie alle gesehen — die Gesichter. Ihm zunächst Madame Fossens strenge, stahlgraue Augen. Aber auch die andern, die Frauen, die Männer, die jungen Mädchen. Alle Augen stachen wie Nadeln.

Er zog das Konzept zu seiner Predigt aus der Tasche und versuchte zu lesen. Und er las und wanderte auf und nieder. Abermals öffnete er den Schrank. Und beugte sich hastig nach der Flasche nieder und trank.

Während sich der Gesang da drinnen langsam durch die vielen Verse des Kirchenlieds hindurchwand.

Bei dem letzten Vers schloß er den Schrank ab. Er trocknete den Schweiß von der Stirn und atmete tief auf.

Dann ging er hinein, und die Treppe zur Kanzel hinauf.

Lange stand er da oben, über die gefalteten Hände auf dem Betpult gebeugt.

Dann erhob er den Kopf. Mit einem Blick begegnete er allen den vielen Blicken da unten, und er fühlte, wie ihn eine Kraft, befreit und hoch, durchhauste. Er warf den Kopf zurück . . .

„Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet . . .“

Es war das Sonntagsevangelium von der Bergpredigt.

Seine Stimme schallte — und das Konzept auf dem Pult blieb unbeachtet liegen.

Es war lange her, daß die Gemeinde ihren Pfarrer so hatte reden hören wie heute, wo seine Rede Macht und Feuer besaß wie in früheren Zeiten. Wieder bezwang er aller Sinne, und die gebrechliche Kirche schien zu zittern . . .

Er beschloß seine Rede und ging.

Das Letzte, was er sah, waren Thorborgs große, dunkle Augen, die an den seinen hingen — frählend.

Und er wußte, daß sie ihm ihren glühenden Dank sandte, weil er sich selbst und sie gerechtfertigt hatte — hoch über allen Köpfen, über Kleinlichkeit und niedrigen Gedanken.

In der Sakristei sank er auf dem Stuhl zusammen.

Die Gefänge wurden gesungen und er verrichtete das Ritual wie immer. Aber man hörte ihm an, daß er müde war.

Endlich war der Gottesdienst beendet. Die meisten Männer verließen die Kirche. Aber die Frauen blieben zurück.

Und der Pfarrer trat wieder in die Kirche, um die Taufen zu verrichten.

Zwischen den Gebattern stellten sich Herr Fossens und Anton Zuhl auf. Neben Thorborg stand Jonina.

Mit erneuter Kraft und Innigkeit hielt der Pfarrer seine Rede. Er war selber stark bewegt, und die Frauen weinten.

Da waren noch drei andere Täuflinge, und er winkte sie zuerst heran.

Endlich stand Thorborg mit dem Kinde vor ihm. Aus ihren Augen fielen Tränen, und die Stimme des Pfarrers zitterte . . .

„Wie soll das Kind heißen?“

Leise, so daß niemand es hörte, antwortete sie:

„Maria.“

Er zögerte einen Augenblick. Dann schöpfte er Wasser mit der hohlen Hand aus dem Taufbecken auf den kleinen, nackten Kopf des Kindes und sagte mit deutlicher Stimme:

„Karen Steenbuk! Ich taufe dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes —!“

Thorborgs schönes, bleiches Gesicht war zu ihm erhoben, vergeistigt in ihrem Glück . . . und sie beugte sich hinab und ging mit den andern zurück . . .

Anton Zuhl und Herr Fossen sollten im Pfarrhause zu Mittag essen. Und Thorborg eilte mit Jonina nach Hause, um für die Speisen zu sorgen.

Die beiden Herren kamen, und sie bat, sie möchten sie entschuldigen und Platz nehmen. Der Pfarrer würde gleich da sein.

Es währte aber lange.

Schließlich hörte sie ihn kommen. Noch ein paar Minuten und sie konnte die Herren zu Tische bitten.

Aber erst mußte sie zu ihm hinein und unter vier Augen — wenn auch in aller Hast — ihrer Herzensfreude und ihrem Dank Ausdruck verleihen für das, was er heute für sie getan, — für die glückseligen Aussichten in die Zukunft, die er ihr erschlossen hatte!

Sören Römer saß in seinem Schreibtischstuhl, den Kopf über den Armen auf dem Tisch.

Sie ging zu ihm heran und legte sich vor ihn auf die Knie nieder.

„Ach, Sören —!“

Er sah auf — mit einem erloschenen Blick, — murmelte einige unverständliche Worte . . . Er war betrunken.

*

*

*

Niemand sprach es aus.

Aber es verbreitete sich in den schweigenden Gemütern.

Weiter und weiter, unmerklich, mit jedem Tage. Zusammen mit der Finsternis, die langsam mit dem herannahenden Herbst und Winter zunahm.

Mit der Finsternis hatte es auch begonnen.

Es hatte an dem schönen, strahlenden Sonntag zu Anfang August begonnen, als Pastor Römer sein Kind taufte. Es war an dem Tage, an dem die Sonne zum erstenmal in diesem Sommer um Mitternacht ins Meer versank.

Aus der kurzen Stunde wird noch keine Nacht, denn die Sonne ist nahe und kehrt bald wieder zurück.

Und doch geht in dieser Stunde ein nächtlicher Seufzer über Meer und Land. Denn es ist ja doch die mächtige Finsternis, die fest in Blut und Glanz draußen am Meeresrande feiert, in der ersten Mitternacht, wenn die Sonne untergeht!

Nicht viele sehen das und denken darüber nach. Namentlich nicht an einem Sonntagabend, wo niemand mit seinem Boot draußen ist.

Aber in jener Nacht zu Anfang August sah der Küster Jörgen auf Maasvår die Sonne untergehen. Und er dachte sich das Seine dabei.

Küster Jörgen wohnte in Skindstadviken an der Außenseite der Insel. Er war noch spät ausgewiesen bei Nils in Sandvaagen, der auch ein Kind hatte taufen lassen.

Als er auf dem Heimwege über den Berg auf die Höhe hinaufkam, wo das Meer frei vor ihm lag, war es Mitternacht. Und die Sonne war untergegangen.

Küster Jörgen blieb stehen und sah sich um. Ein Seufzer der Nacht entstieg seiner Seele, als er daran dachte, daß von nun an die Zeit der Finsternis wieder herandrückte. Und als er sich der trübseligen Finsternis erinnerte, in die er heute hineingesehen hatte.

Der Pfarrer hatte nach dem Gottesdienst den Schlüssel in dem Wandschrank der Sakristei, in dem er die Schachtel mit seinen Priesterfragen aufzubewahren pflegte, stecken lassen. Die runde Blechschachtel stand auf dem Stuhl. Da setzte der Küster sie in den Schrank hinein. Und da drinnen, ganz hinten, fand er leere Brantweinflaschen. In der einen war nur noch gerade ein Schluck. — — —

Nun sprach zwar Küster Jörgen zu keiner Menschenseele hierüber. Als er am Nachmittag in das Pfarrhaus kam, traf er die junge Frau, die sich gerade von Jofsen und dem jungen Zuhl Kjelnäs verabschiedete. Sie sagte ihm, der Pfarrer sei nach dem Gottesdienst elend geworden und läge zu Bett. Und Küster Jörgen begab sich zu der Taufgesellschaft in Sandvaagen und schwieg. Er verschwieg nicht nur, was er in dem Schrank in der Sakristei gefunden hatte, sondern auch, was ihm in bezug auf das Wesen des Pfarrers im verflossenen Jahr dadurch verständlich geworden war.

Nach einiger Zeit sprach Jonas Berthelsen, des Pfarrers erster Bootsmann, von dem Brantweinfäßchen in dem Pfarrboot — ob es möglich sei, daß jemand daraus stehle? Küster Jörgen erwiderte nichts darauf. Aber sein Gesicht wurde ernsthaft und traurig. Und Jonas Berthelsen merkte sich das; er wußte ja, daß niemand den Pfarrer so gut kannte wie Küster Jörgen — und dachte sich sein Teil dabei . . .

Es war so, daß einem jeden, der sich in den Gedanken vertiefte — auf diese oder jene Weise —, ein Licht aufging, so wie Küster Jörgen. Der eine hatte dies, der andere jenes von dem Pfarrer gesehen, was sie nicht verstanden hatten . . .

Niemand aber sagte es.

Aber gleichzeitig mit der Finsternis, die langsam mit dem Herannahenden Herbst und Winter zunahm, schlich es sich am Strande entlang, von einer Landzunge zur andern, in die Buchten hinein, wo Leute wohnten, auf die Fjorde hinaus, bis an die äußerste Insel im Meer, wo nur ein elender Seefinne seine Erdhöhle hatte.

Und als die Finsternis des Winters endlich dicht und schwer über Land und Strand lag und die Sonne zur Mittagszeit nicht mehr über den Meeresrand aufstieg, da wußte jeder Mann und jede Frau in Maasvår, Kjelnäs und Tennö, ja bis hinauf in den schwarzen Björnthalwald, daß Pastor Sören Römer trank.

Und darüber war ja nicht viel zu sagen. Es würde völlig unbegreiflich gewesen sein, daß die von da unten einen so herrlich ausgerüsteten Mann hier hinaufgefunden hätten, wenn er nicht einen solchen Fehler gehabt hätte. Man mußte ja dankbar sein, daß er so war, wie er war — und sich namentlich darüber wundern, daß er die ersten drei, vier Jahre so gewesen war.

Hier war niemand, der etwas dazu sagte. Man kam in der Winterzeit auch nur selten zusammen. Aber in den stillen Gemütern, überall wo in der weitverbreiteten Gemeinde zwischen Meer und Bergen Leute lebten — herrschte tiefe Trauer darüber, daß der Pfarrer ein Trinker war!

Und allmählich offenbarte sich alles immer deutlicher. Alle Amtsgeschäfte wurden veräußert und vernachlässigt; die Predigten des Pfarrers wurden erbärmlich; er war nicht aufgelegt zu seinen Reisen, — ja selbst sein Äußeres vernachlässigte er.

Klüver Andsvaag sprach eines Tages in der Weihnachtszeit mit Roß Tennö und fragte ihn, ob er dem Pfarrer nicht ein Wort sagen wolle. Denn es ginge wirklich zu weit! Aber Roß Tennö fand keine Veranlassung, sich in die Angelegenheiten des Pfarrers zu mischen. Er meinte, Klüver könne selbst ebenfogut hingehen — und zwar am besten zu der Frau des Pfarrers. Mit der habe sich Klüver ja immer so gut gestanden!

Später sprach Klüver gelegentlich mit Fossens. Aber Fossens meinte, es sei am besten, eine solche Sache den Frauen zu überlassen.

„Geht ihr nur zu der Frau, ihr, die ihr ihr von Anfang an geholfen habt,“ — so lautete Madame Fossens Antwort — „die ihr ihr geholfen habt, den armen Mann ins Verderben zu stürzen.“

Und nichts wurde dem Pfarrer gesagt, wohin er auch kam. Und über dem Pfarrhause in Maasvär brüteten Öde und Stille. — — —

Bis einer sprach.

In der ganzen Gemeinde war ein einziger, dem nichts Ungehöriges in bezug auf den Pfarrer aufgefallen war. Das war der gute Jo Pasa auf Meiland. Er pries, wohin er kam, unverdrossen den Pfarrer nach wie vor als einen Diener des Herrn ohne gleichen.

Aber eines Abends kam Jo Pasa zu spät nach Bersvends Hütte auf der Meilandspike. Bersvends Frau war schon tot. Er hatte ein Boot nach dem Pfarrer auf Maasvär geschickt. Aber es war mit der Nachricht zurückgekommen, der Pfarrer liege krank danieder. Nun hatten aber die Leute an demselben Tage den Pfarrer gesund umhergehen sehen. Simon bei Fossens hatte aber zu erzählen gewußt, daß er um die Mittagszeit ein Anker Brantwein von der Mehlhacht, die gerade von Tromsö gekommen war, zu dem Pfarrer hinaufgebracht habe. Da sei es nicht schwer zu erraten, an was für einer Krankheit der Pfarrer daniederliege.

Als dann Jo Pasa anfang, auf seine gewohnte Weise auf seinen Zinnschuhen im Zimmer hin und her zu schlürfen und Bersvend wegen seiner vermessenen Rede und sündhaften Verleumdung Vorwürfe zu machen, da schlug Bersvend auf den Tisch, obwohl seine Frau als Leiche im Bett lag. Denn er war wütend.

„Du weißt doch, was jedermann sehen kann, daß der Pfarrer ein Trunkenbold ist!“

„Ach, du solltest dich schämen! Du solltest dich schämen, so von einem Diener des Herrn zu reden. . . .“

„Gerr Gott! Ach nein, Jo Pasa, der Pfarrer auf Maasvär dient nicht dem Herrn, der ist in den Klauen eines ganz andern.“

„Willst du sagen, daß der Pastor ein Diener des Teufels ist — ! O, Bersvend!“

„Ich sage nichts weiter, als was man von dem einen und von dem andern hören kann, der verstanden und gesehen hat, daß der Pfarrer Verkehr mit dem Gottseibemuns hat. Oleanna auf Tennö hat mit ihren eigenen Ohren gehört, wie er mit dem Bösen gerungen hat, ihn angefleht hat, als wäre er sein unterjochter Sklave und Diener! Und das Grauen ist auf alle Weise hinter ihm her. Jonas Berthelsen gehört nicht zu den Leuten, die auf dem Wasser blind sind; und Jonas hat zweimal gesehen, wie ein Ungeheuer hinter dem Pfarrbot hergesaust kam. Das letztemal hatte er ihm das halbgeleerte Brantweinfäß in den Rücken geschleudert. Und das wollte es wohl gerade haben, das Untier.“

Bersvend lachte bitter und Jo Pasa war mit weitgeöffneten Augen mitten in der Stube stehen geblieben.

In dem geringen Teil von Jo Pasa's Verstand, der den Dingen dieser Welt zugewendet war, ging plötzlich ein Licht auf für das Dunkle und Verborgene.

Mitten in Versvends Redestrom sagte er Lebewohl — und schlürfte lautlos in die Nacht hinaus.

Am nächsten Morgen stand So Pasa plötzlich in der Küche bei Frau Thorborg im Pfarrhause.

Er kam wie gewöhnlich lautlos, und sie fuhr zusammen, als er sie begrüßte.

„Guten Tag, Frau Pastor. Ist der Herr Pastor zu Hause?“

„Nein, lieber So. Er ist eben nach Tennö gefahren. Da ist morgen Gottesdienst.“

„Das weiß ich. Aber ich glaubte nicht, daß er schon weg sei.“

„Es tut mir so leid, daß du den langen Weg vergebens gemacht hast, So.“

So Pasa lief in der Küche vor ihr hin und her.

„Ist drüben auf Meiland bei euch etwas passiert? Ist etwa jemand krank?“

„Ach nein, ach nein. Versvend seine Jeremina ist ja tot.“

„Die Ärmste, ist sie tot? Ja, ja! Ja, wir müssen alle einmal sterben!“

„Ja — siehst du! Wir müssen ja alle sterben. Es kommt man bloß darauf an, daß wir mit Jesus sterben.“

Er schlürfte durch die Küche. Dann auf einmal blieb er stehen und sah sie mit seinen braunen Kinderaugen an, so müde und gequält.

„Bist du ein Kind Gottes?“ fragte er plötzlich.

„Das kann man wohl nicht gut wissen. Ich muß es wohl hoffen!“ antwortete Thorborg mit einem Lächeln. „Ich muß es wohl hoffen.“

„Ja, da siehst du! Wir können es nicht wissen. Wir müssen hoffen — nur hoffen!“

Er setzte seine Wanderung fort. Wieder blieb er plötzlich stehen:

„Hast du den Satan bei dem Pfarrer gesehen?“

Thorborg ließ den Kaffeekessel los, mit dem sie beschäftigt war, und wandte sich mit Entsetzen im Blick nach ihm um.

„Herr Gott — was für eine Frage, So!“

„Sie sagen, der Satan hat Macht über ihn, der finstere Fürst der Hölle!“

„Du mußt nicht so gräßliche Reden führen, So Pasa!“

„Hast du denn den Teufel nicht bei dem Pastor gesehen?“

Sie schüttelte den Kopf und flüsterte:

„Was weiß ich! Was weiß ich —!“

„Ja, da siehst du! Du weißt es nicht. Aber So Pasa, der weiß es. Ich fahre nach Tennö zu dem Pfarrer. Denn wir müssen den Satan fürchten und kämpfen!“

Er ging, wie er gekommen war, lautlos zur Tür hinaus.

Aber nach einer Weile kehrte er zurück und stellte sich vor sie hin.

„Bist du ein Kind Gottes?“ fragte er wie in schmerzlichen, bangen Zweifeln.

„Mein lieber So, das kann nur Gott allein wissen.“

„Ja, da siehst du! Gott allein weiß es. Und die Leute reden so viel. Und ihre Zunge ist wie Feuer, eine Welt von Ungerechtigkeit. Aber So Pasa glaubt es nicht. So Pasa glaubt, daß du ein Kind Gottes bist!“

Damit ging er.

Und So Pasa ruderte allein in seinem kleinen Boot über den Fjord und durch den Sund. Der kurze Tag erlosch, die Dunkelheit brach herein, und die Sterne wurden angezündet. Die See war still, und das Meerleuchten glühte

lange in seinem Kielwasser. Er sang, während er ruderte, ein geistliches Lied nach dem andern in den großen, dunklen Raum hinaus. . . .

Es war Abend, als er vor dem Pfarrer in dem kleinen Kontor im Seitengebäude auf Tennö stand.

„Bist du hier, So Pasa!“ Der Pfarrer saß an seinem Tisch, über Papiere und Protokolle gebeugt.

„Ich komme zu dir mit meiner großen Angst, Pastor. Bist du ein Mann Gottes? Oder bist du des Teufels Diener?“

„Was für eine Frage ist das, mein Lieber? . . .“

„Die Leute sagen, du trinkst Brantwein und bist ein Sklave des Teufels. Du bist nicht mehr Gottes Diener, so wie du es gewesen bist. Du kommst nicht, wenn wir dich rufen. Du liegst zu Hause in deinem Bett und bist betrunken. Du predigst nicht vor uns, so daß wir Gottes Stimme in der Kirche zu uns reden hören. Du bist voll von Brantwein vor des Herrn Altar getreten und auf seine Kanzel gestiegen!“

Achsgrau sank der Pfarrer auf dem Stuhl zusammen.

Da kam das, worauf er solange gewartet, was er gefürchtet hatte. Das Unvermeidliche. Daß es ihm gesagt wurde!

Er preßte die Hände vor das Gesicht. So Pasa fing an, auf und nieder zu gehen.

„Ja, da siehst du! Du schämst dich! Du schämst dich vor dem armen So Pasa! O, wie schämst du dich nicht vor Gottes Angesicht! Wie mußt du dich nicht schämen! O, geliebter Bruder, höre die Stimme des Herrn, deines Gottes und wende dich ab von dem Versucher. Kehre zurück zu Jesu, deinem Erlöser, wo allein gut und angenehm sein ist, wo die Engel seinen Preis singen! O, liebe Seele, nimm die Engel an die Hand und wandere mit ihnen die Himmelsleiter hinauf in dem herrlichen Licht Gottes unsers Vaters — verjage den Satan und die Finsternis der Sünde!“

So Pasa ging schneller und schneller, während er seine Worte leiernd betete. Dann ging er zum Singen über:

„Jesu, hilf siegen,
Du Fürste des Lebens!
Sieh, wie die Finsternis
Dringet herein,
Wie sie ihr höllisches Heer
Nicht vergebens
Mächtig aufführet,
Mir schädlich zu sein!
Wüten die Feinde
Von außen und innen,
Laß mir, Herr,
Niemals die Hilfe zerrinnen!“

Dann fuhr er fort zu reden. Tränen rannen aus seinen Augen, während er sprach und mit lauter Stimme die Herrlichkeit des Himmels verkündete . . .

Der Pfarrer lag noch immer über den Tisch gebeugt, den Kopf auf den Händen. Er bebte unter lautlosem Weinen und atmete unter langem, keuchendem Stöhnen.

„Sollen wir nicht bei Gott bleiben! Unsern Jesum fest in den Händen halten? — O, Bruder! Nur so finden wir Frieden und Seligkeit!“

Mit großer Anstrengung richtete sich der Pfarrer auf dem Stuhl auf.

„Hab' Dank, So! Aber nun mußt du mich allein lassen. Ich kann jetzt nicht mehr anhören!“

So Pasa hielt inne. Seine Augen kehrten zurück aus dem Himmel und seiner Herrlichkeit — zu dem Pfarrer, der leichenblaß dafaß.

Dann nickte er geduldig und schlürfte hinaus.

Sören Römer saß mit geballten Händen und zusammengepreßten Augen da. Da hörte er, wie die Tür unten hinter So Pasa ins Schloß fiel. Und er lehnte sich mit einem langen, totnüden Seufzer in den Stuhl zurück.

Er hörte Sos Worte — alle die schönen, bekannnten, guten Worte — wie aus weiter Ferne. Wie aus einem fernen Lustreich, aus dem er, in seiner Finsternis, ausgeschlossen war.

Ja, gleich einem Landesverwiesenen hörte er seine Muttersprache in Sos Munde. Dort war die Heimat seiner Seele. In So Pasas kindlich seligem Himmel. Bei Gott, bei Jesu Christo, bei den Engeln.

Dort war auch seine Mutter. Dort war seine Kindheit. Er sah sich selbst in der kleinen Kammer daheim sitzen und seiner Mutter lauschen, die ihm vorlas. Er sah ihr mildes Antlitz im Dicht schimmern, und er fand in seiner Kinderseele, daß sie schön und heilig war. Sie war Jesu Freundin . . .

Er streckte die Hände nach ihr aus. Die Tränen quollen zwischen seinen geschlossenen Wimpern hervor, und er murmelte: Mutter!

Aber sie wandte ihm ein betrübtetes Antlitz zu und wich weit von ihm weg. Jesus stand neben ihr. Die beiden waren im Reiche des Lichts.

Er war in dem finstern Abgrund . . .

Eine Weile, während So Pasa sprach, hatte er sich erhaben gefühlt, getragen von der unsagbaren Rönne, wieder eine menschliche Stimme die heilige, selige Sprache reden zu hören. Das war solange her! Und er selbst hatte es schon lange nicht mehr gekonnt. Er hatte ein Gefühl, als nahe sich ihm das Wunder, — die Stunde des Herrn für ihn! Als scharten sich endlich die Engel um ihn, um ihn emporzutragen, empor zu den Höhen, heraus aus dem Grabe des Fluches . . .

Aber es war eine Lüge. So Pasa war ein Kind, ein unschuldiges, glückliches Kind. Er sprach mit ihm darüber, daß er Branntwein trank: Und das war ja auch wahr; er war im tiefsten Grunde seiner Seele über sich selbst entsetzt. Aber das, wovor er floh, in die Betäubung des Branntweins, in den Schlaf und das Vergessen hinein — armer, guter, liebenswerter So Pasa! Das ging weit über seinen unschuldigen Verstand.

Daß er mit Gott gebrochen hatte!

Daß der Erlöser die Hand von ihm genommen hatte, weil er bei der ersten, der einzigen großen Prüfung in seinem Leben versagt, sich unwürdig und erbärmlich gezeigt hatte wie kein anderer.

Denn niemand war von Gottes Gnaden so ausgerüstet wie er — gegen die Versuchung des Fleisches. Niemand hatte Jesum verraten wie er. Jesum, der sein ganzes Leben lang treu an seiner Seite gewandert war! Der ihn zu seinem Diener erkoren, — ihn durch seine Mutter vorbereitet, — ihn durch seinen Vater gewarnt hatte . . .

Er hatte auf Barmherzigkeit und Vergebung gehofft. Und wie hatte er sich dessen verdient gemacht! Wie hatte er seine Seele für den zurückkehrenden Erlöser bereitet! Indem er von neuem sündigte! Indem er fiel und wieder fiel — bis er tief unten unter den Erniedrigten im Leben stand und mit gebeugtem Rücken

eine beschämende Ehe eingehen mußte — ja, eine Ehe von denen, die den Stifter der heiligen Ehe entehren.

Sein Kind war in Schanden geboren. Sein Kind, das unter seiner Leitung in der Zucht des Herrn und zu des Herrn Ehre aufwachsen sollte, so wie er selber bei seiner geliebten Mutter aufgewachsen war — sein Kind war ihm der lebendige Beweis seiner Sünde, seines Falles.

Und seine Mutter! Des Kindes Mutter! Das Heiligste und Teuerste! Er hatte sie zu einer verführten, gefallenen Frau gemacht.

... In allem, ja, in allem lag des Herrn drohender Zorn über ihm. Er hatte mit Gott gebrochen, und wohin er den Fuß setzte, wich das Glück und der Segen ... Bis seine Gemeinde nun zu ihm kam und ihn durch das reinste und beste ihrer Mitglieder einen Diener des Satans nannte.

Des Satans!

Ja, er war sein Diener geworden. Denn der Satan war im Branntwein! Er hatte im Schrecken des Rausches gelegen und tausend Teufel vor seinen Augen wimmeln sehen, greinend, höhrend, in unaufhörlichem Zuge, in hastig wechselnden Gestalten, tanzend ... Oder seine Seele hatte sich zusammengeschnürt in Angst und Not, so daß das Licht des Verstandes nicht hineinzubringen vermochte. Er war dem Wahnsinn nahe gewesen in den schlaflosen Nächten, der schwarzen Verzweiflung, in der alles Böse seine Seele beherrschte und ihn umherjagte wie einen, der keine Heimat auf Erden hat ...

Er hatte Betäubung und Vergessen gesucht. Und sie eine flüchtige Stunde gefunden. Aber neben ihm wanderte das schweigsame, festgeschlossene Heer von Mächern. Und es wuchs. Für jede Befreiung, jedes Vergessen, das er sich stahl, trat ein neuer Streiter, schweigsam und verummt, in das Heer der Rache — in das Dunkel — ein. Neben ihm!

Er lebte in der Angst, in der man nicht leben kann — und trank — und trank ...

Er fuhr in die Höhe und — trat an seine Schiffstiefe.

Aber er blieb stehen.

„Ach nein! Nicht jetzt!“

Dann zog er seinen Mantel an und ging hinaus.

Der Schnee knirschte unter seinen Schritten. Es war sternklar und still. Es war so spät geworden, daß in den Häusern auf Tennö alle bereits schliefen.

Er ging am Strande entlang, langsam.

— — — Wie sonderbar war es gewesen, eine menschliche Stimme reden zu hören! Er hätte sich dem guten, redlichen So Pasa an die Brust werfen und alle seine Not ausweinen können!

Aber es war mit So so, wie es mit Thorborg war. Wenn auch auf verschiedene Weise, so doch dasselbe: sie verstanden beide nicht seine tiefe Not. Und bei keinem von beiden konnte er daher Ruhe finden.

Ruhe und Errettung waren nur bei Gott. Und Gott hatte ihn verlassen.

Thorborg! Wie viel Güte, welche große und aufopfernde Liebe streckte sie ihm nicht entgegen!

Und der Fluch des Herrn lag zwischen ihnen — und er konnte ihre Liebe nicht annehmen zum Glück und Frieden!

Wenn sie sich hätte demütigen und mit ihm zusammen beten können! Ach, dann würde der Herr sie erhören und sich erbarmen! Sie war so stark und so wahr!

Aber Thorborg lebte in einer andern Welt. Sie verstand ihn nicht. Denn sie kannte nicht die Gebote des Herrn und wußte nicht, was Sünde war.

Und So Pasa war ein Kind.

Und weiter war da niemand.

Er hatte alle verlegt und von sich gestoßen. Er brauchte Jo Pajas Anklage nicht. Er wußte es, hatte es in aller Blicke gelesen: daß er sie alle zu seinen Feinden gemacht hatte.

Er war einsam. Zwischen öden Felsen und ödem Meer einsam und allein. Er erhob seine Augen zu dem Sternenhimmel.

Und wie er an die Vertrautheit seiner Kindheit mit den blinkenden, winkenden Himmelslichtern dachte, — wie er jetzt ihre Kälte und unendliche Ferne fühlte, ja, wie er fühlte, daß sie jetzt in dem Luftreiche strahlten, das sich vor ihm erschlossen und die gähnende Schlucht zwischen sich und ihm ausgespannt hatte . . . da stand glöglich der Einsiedler Johannes vor seiner Seele.

Und er hemmte seine Wanderung.

Es war, als habe sich ihm eine warme Hand auf das Herz gelegt.

Der kluge Mann im Walde! Mit der gedämpften Stimme, der tiefen, ruhigen Menschenkenntnis . . . wenn er mit seinem Leid zu dem ginge!

Er fühlte die Sehnsucht nach einem Mitmenschen seine Seele so gewaltsam durchströmen, daß es ihm schwindelte.

Und er kehrte um mit dem Entschluß, nach Erledigung seiner Amtsgeschäfte auf Tromsø Herrn Johannes im Bjönntalwalde aufzusuchen.

Er hatte ihn seit dem letzten Frühling nicht gesehen, damals, als Staf Katama, sein alter Diener, gestorben war, und der Einsiedler sich zum ersten Male seit Menschengedenken aus seinem Walde hinausbegeben hatte, zum Begräbniß bei der Tennöer Kirche.

Sobald er am Sonntag nachmittag fertig war, bestieg er das Boot. Die Ruderer waren unzufrieden, daß es nicht nach Hause, nach Maasvär ging. Und es war eine harte Arbeit, nach der Bjönntalschleuse hinaufzurudern.

Eine Stunde nach Mitternacht waren sie da, und der Pfarrer übernachtete im Boot.

In der Frühe des nächsten Morgens fuhr er auf Schneeschuhen an dem eisbedeckten Elf entlang. Der Tag brach an und es dämmerte im Walde. Die Bahn war gut und er lief schnell dahin.

Seine Seele war so erfüllt, daß er meinte, er könne die Last nicht tragen. Er wollte Herrn Johannes bitten, ihn anzuhören. Er wollte ihm sein ganzes Leben erzählen. Von seinem Vater und seiner Mutter und von dem Heim seiner Kindheit. Von seiner Studentenzeit — alles. Bis er auf Storslet Thorborg begegnet war.

Er wollte von Thorborg erzählen. Wie schön und stark sie war, wie sie ihn liebte, aufopfernd wie eine Mutter und voll glühender Hingebung . . . und wie seltsam fern ihr die ethischen Begriffe lagen, die nicht allein dem Christentum, sondern jeglicher Kultur angehörte!

Und er wollte ihm Jesum Christum, Gottes eingeborenen Sohn erklären. Ja, er fühlte jetzt die Macht in sich, das erhabene Bild des Erlösers zu malen, der das ewige Sehnen der Menschheit nach dem Ideal durch seine Lehre und durch sein göttlich reines Beispiel erfüllte — und schließlich die Sündenschuld der Welt durch den Tod, ja durch den Tod am Kreuze löste!

Und er wollte sein Vergehen offenbaren: Wie er sich gegen das Heiligste, das Innerlichste in seinem Menschlichen versündigt hatte, gegen das Gottesbild, das ihm von seiner frühesten Kindheit an und sein ganzes Leben lang in seine

Seele eingeprägt war; und wie er ausgeschlossen war von der Gemeinschaft mit Gott und in Finsternis und Verzweiflung umherschwanfte wie ein Boot ohne Steuer, wie ein Leib ohne Seele.

Und der alte Herr würde ihn verstehen. Und das war sein grenzenloses Verlangen: ein Mitmensch, der ihn verstand!

— — — Was würde er ihm antworten?

Der Weg ward ihm schwer; denn es ging die ganze Zeit hindurch unmerklich bergan. Aber er lief und lief, und die Gedanken arbeiteten; die Sehnsucht zog ihn . . .

Der alte Herr würde sanfte und gute Worte reden.

„Die höchste Gerechtigkeit ist immer Vergebung!“

Und mochte es heidnisch, gottlos, sündig und verwerflich sein, — er wußte es, er brannte vor Sehnsucht danach —: Es würde barmherzig sein!

Seine Rettung jetzt — war die Barmherzigkeit des Alten!

Es ging mit wachsender Eile. Seit langer Zeit hatte er seine Körperkräfte nicht so gefühlt wie heute; sie schwellen in ihm wie der starke Fluß. Und er erhob den Kopf in bitterm Trotz: Wie hatte er gekämpft! Gegen sein eigenes Fleisch; gegen Thorborgs bestrickende Schönheit und Liebe; gegen die entsetzliche Einsamkeit. Und der Herr hatte ihm seine Hand nicht gereicht.

Jetzt ging er, Gottes Prediger und Diener, zermartert und gequält, um Trost bei dem Manne zu finden, der sagte: „Für mich gibt es keinen Gott!“

Und er ließ sich nicht zurückhalten. Und wenn sich auch der Herr wider ihn aus der Erde erhöbe — er mußte vorwärts, vorwärts zu eines Menschen milden Worten. — — —

Endlich glitt er in den kleinen Hofplatz im Walde hinein.

Laulose Stille herrschte. Die Hunde bellten nicht da drinnen. Der Schnee lag tief und ohne Spuren um das Haus herum. Die Fenster waren weiß zugefroren, und aus dem Schornstein stieg kein Rauch auf.

Herr Johannes war ausgegangen.

Aber er wollte warten. Wollte Feuer anmachen und warten, wenn es auch den ganzen Tag wahren sollte und die Nacht obendrein. Wenn er nur hineinkam. . . .

Er schnallte die Schneeschuhe ab und stellte sie gegen die Hauswand. Dann klopfte er an die Tür. Niemand antwortete. Er versuchte das Schloß. Die Tür war nicht verschlossen, er öffnete und ging hinein.

Eine bitterliche Kälte herrschte im Zimmer. Gedämpft sickerte das Licht durch die eisbedeckten Fensterscheiben.

Alles stand wie sonst. Stühle, Tische. Auf der Herdstelle lagen Kohlen und Asche; am Fußende des Bettes war ein hölzerner Schemel umgefallen. . . .

Sören Römer schwanke und stützte sich gegen die Wand. Die Haare standen ihm zu Berge — und er schrie laut auf.

Im Bett lag des Einsiedlers steifgefrorene Leiche.

* * *

Am Abend kam er an den Fjord hinab. Als er in das Haus trat, wo die Bootsleute einquartiert waren, erschrafen sie über sein Aussehen.

Er sank auf eine Bank nieder und nur mit Anstrengung vermochte er zu erzählen, daß der alte Herr Johannes tot in seinem Bett liege. Es müsse jemand hinaufgeschickt werden. Er müsse nach Hause.

Sie mußten ihn stützen auf dem Wege bis ans Boot.

Und dann ruderten sie heimwärts.

Die Männer arbeiteten stumm mit ihren Rudern. Stunde auf Stunde.

Im Achterstegen, unter Fellen und Decken begraben, jammerte der Pfarrer hörbar.

Als die Nacht hereinbrach und die Klage des Pfarrers kein Ende nahm, zog der erste Bootsmann Jonas Versvendsen die Ruder ein und kletterte nach achtern. Vorsichtig hob er die wärmenden Hüllen in die Höhe und beugte sich nieder.

„Ist der Herr Pfarrer krank?“ fragte er.

Und der Pfarrer schlug die Augen auf und sah ihn lange wie in Fieberphantasien an.

„Ja, Jonas,“ sagte er endlich, „jetzt ist der Pfarrer krank.“

„Könnten wir nicht irgendwie helfen . . .?“

„Nein, Jonas Versvendsen, es gibt keine Hilfe. Außer bei Gott. Sehen wir, daß wir nach Hause kommen.“

Seither lag der Pfarrer ruhiger. Ein paar Stunden nach Mitternacht langten sie in der Maasvärer Bucht an.

Sie wollten ihm helfen. Aber Sören Römer ging allein hinauf.

Im Studierzimmer zündete er ein Licht an und setzte sich auf seinen Stuhl. Es war still im Hause. Thorborg und das Kind schliefen nebenan.

Und er saß zusammengekauert, mit geschlossenen Augen da.

Er hatte Gott getroßt.

Aber der Herr hatte sich erhoben — im Grausen des Todes — hatte sich gegen ihn erhoben.

Seine Seele war zerschmettert,

Aber in der äußersten Tiefe der Zerschmetterung redete eine Stimme zu ihm. Er hörte Gottes Stimme. Und nach dieser Stimme hatte er solange, solange vergebens gelauscht.

Wenn auch in Tod und Grauen — es war doch Gott, der bei ihm war! Durch die Finsternis der Seele mußte er sich vorwärts tasten, um den lebendigen Gott wiederzufinden. Denn ohne ihn war die ewige Verdammnis.

Und er kauerte sich zusammen über seinem ringenden Gedanken. — — —

Thorborg trat leise an ihn heran. Er merkte es nicht, als bis sie die Hand auf seinen Kopf legte.

„Willst du nicht zu Bett gehen?“

Er sah auf.

Und sie vergaß niemals seinen Blick.

„Bald!“ flüsterte er. Und Thorborg kehrte zurück.

Aber Sören Römer stand unruhig auf; seine Augen schweiften im Zimmer umher — blieben an der Tür hängen, die sich geschlossen hatte.

Er konnte nicht hier sein . . . Er suchte Gott . . . und mußte allein sein.

Er ging hinaus unter die Sterne. Unten vom Strande her hörte er die Stimmen der Männer. Und er wandte seine Schritte den gewohnten Weg hinaus nach der Fischerspike.

Bei der Kirche blieb er stehen.

Da drinnen war es still und einsam. Da war Gott.

Und er ging in die dunkle Sakristei hinein.

Wie ein Nachtwandler legte er ruhig und langsam seinen Rock ab und zog den Talar an. Dann holte er den Kragen heraus und band auch den um. Und dann ging er in die Kirche hinein.

Der schwache Schimmer der Sternennacht schien zu den Fenstern hinein, lag über dem leeren Kirchenraum.

Er öffnete die Tür, die zum Altar führte, und stieg die Stufen hinan. Auf dem Betschemel kniete er nieder und beugte den Kopf über den gefalteten Händen auf der Altardecke. — — —

Friede senkte sich auf seine Seele hinab.

Sein gemartertes Herz löste sich in stillen, warmen Tränen auf. Und er fühlte, wie der Geist des Herrn in der Stille über ihn kam, und eine namenlose Glückseligkeit durchschauerte ihn.

Endlich stand er auf und ging mit gefalteten Händen die Altarstufen hinunter.

Sein Antlitz leuchtete. Er hatte Gott gefunden.

Durch die geöffnete Sakristeitür schritt er in den Schnee hinaus. Aber als er sich dem Pfarrhause näherte, wo das Licht im Fenster des Arbeitszimmers schimmerte, wandte er sich jääh um.

„Nein — nein! Nicht dahin! Nicht dahin! Nicht zu Menschen!“ Jetzt durfte er Gott nicht wieder verlieren . . .

Und er schlug die entgegengesetzte Richtung ein. An allen Häusern vorüber, hinaus zu dem großen Stein auf der Landzunge.

Nie wieder durfte er seinen Gott verlieren.

Und er ließ sich in die schwarzblanke Tiefe hinabgleiten, in der sich die Sterne spiegelten.

E n d e.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 8. Mai 1910.

(König Eduard † — König Georg der Fünfte — Verstimmungen.)

Selbst in unsrer hastenden Zeit, in der die Gedanken Millionen verschiedenen Zielen nachjagen, treten Augenblicke der Sammlung ein, die das Denken aller auf ein einziges Ereignis vereinigen. Es bildet sich der Eindruck, als stünde plötzlich alles Getriebe der Welt still. Solch eine Pause atemloser Spannung ist eingetreten, als die Welt die Nachricht durcheilte, König Eduard der Siebente von England habe sein Erdenwerk beendet. Wäre uns die Bedeutung dieses Königs nicht stets gegenwärtig gewesen, die Art, wie sein Hinscheiden die gesamte Welt erfaßte, hätte uns das Bekenntnis abringen müssen, daß hier ein Gewaltiger, ein Großer im weitesten Sinne vom Kampfplatz abgetreten ist.

Was bedeutete uns König Eduard? Selbst seine Gegner, gestehen an seiner Bahre, daß er kein Feind des deutschen Volkes als solchem war, ja, sie erklären seine dem Deutschen Reich feindliche Politik sogar aus der anerkennenden Bewertung der deutschen Nation als arbeitsame, Kultur erzeugende, aber grade deshalb dem britischen Reiche unbequeme Macht. Sein Argwohn gegen diese Macht wurde angeblich geweckt durch den jungen Führer der Deutschen, seinen Neffen Wilhelm von Hohenzollern, der zum Soldaten erzogen auch im Kreise von seinesgleichen den preußischen Soldaten stets hervorzuföhren liebt und dessen impulsive Art den zwei Dezennien ältern Oheim zu stören wohl geeignet war.